

# ***Wer ist meine Mutter und meine Brüder?***

## **Eine Predigt zum Evangelium nach Markus 3,31–35**

von Pastor Marc Bergermann

Liebe Gemeinde!

Der heutige Predigttext steht im Evangelium nach Markus, Kapitel 3, Vers 31 bis 35. Dort heißt es aus dem Familienleben Jesu:

*Und es kamen seine Mutter und seine Brüder und standen draußen, schickten zu ihm und ließen ihn rufen. Und das Volk saß um ihn. Und sie sprachen zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern draußen fragen nach dir. Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Und er sah ringsum auf die, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder! Denn wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.*

Amen.

Es sind Stellen in den Evangelien wie diese, die mich manchmal denken lassen: Jesus hatte ein interessantes Verhältnis zum Thema Familie.

Als er zu Beginn seines Wirkens die Brüder Jakobus und Johannes zu seinen Jüngern beruft, müssen sie Jesus sofort nachfolgen und ihren Vater Zebedäus allein im Fischerboot mit einigen Tagelöhnern sitzen lassen – mitten in der Arbeitszeit. Wie der wohl aus der Wäsche geguckt haben muss!

Einen anderen Menschen lässt Jesus nicht einmal dessen eigenen Vater beerdigen, sondern wirft ihm die Worte an den Kopf: Lass die Toten ihre Toten begraben! Und einem wieder anderen gestattet Jesus nicht, von seiner Familie Abschied zu nehmen – er soll ihm sofort nachfolgen, ohne sich noch einmal zu seinem Haus umzudrehen.

Allerdings passt das doch auch sehr dazu, wie Jesus mit seiner eigenen leiblichen Familie umging. Als Kind büxte er den Eltern aus und verbrachte seine Zeit lieber mit den Gelehrten und Priestern im Tempel. Jesus hatte zudem leibliche Brüder, aber abseits solcher Bibelstellen wie dem heutigen Predigttext hören wir nicht davon, dass sie sich besonders nahegestanden hätten – auch wenn sein Bruder Jakobs nach Jesu Tod und Auferstehung die Leitung der Jerusalemer Urgemeinde übernommen haben soll. Spätere Kirchengelehrte bemühten sich sogar, die Brüder Jesu als Cousins oder Kinder Josefs aus erster Ehe abzutun – damit Maria auch ja Jungfrau bleiben konnte! Wieder andere verstanden aus dem gleichen Grund die in den Evangelien erwähnten Brüder Jesu nicht als leibliche Brüder, sondern als „Brüder im Geiste“. Und damit wären wir schon wieder beim heutigen Predigttext.

Jesus ist dort schon gute 33 Jahre alt und ein prominenter Wanderprediger. Wunder soll er vollbracht haben, schon einige Reden hat er ans ihm nachfolgende Volk gerichtet. Viele sind wieder mit ihm in der Nähe vom See Genezareth in Galiläa unterwegs, als ihm plötzlich aus der Menge zugerufen wird: „Siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern draußen fragen nach dir!“

Statt sich über den spontanen Familienbesuch zu freuen, ergeht es Jesus mit seinen Kumpels, Freunden und Fans wohl wie so manchem Jugendlichen, dessen Eltern plötzlich in der Schule auftauchen, um ihm seine peinlich Wintermütze mit Bommel mitzubringen, damit sich der kleine Racker doch ja nicht erkältet – wie peinlich, all das vor den besten Freunden, Schulkollegen, Schwarm!

Genau so muss ich aber bei dieser Szene auch daran denken, wie sich Jesu Familie in der Situation eigentlich gefühlt haben muss: Man stelle sich vor, wie sie umhergezogen sind, sich im Land umgehört haben, um endlich den verlorenen Sohn ausfindig zu machen und zu besuchen! Sich einfach einmal wiedersehen, beieinander sein! Von sonstigen Hintergedanken oder Absichten der Familie erfahren wir ja nichts. Ziehvater Josef ist nicht dabei – ohnehin hören wir in den Evangelien nichts mehr von ihm nach der Geburt Jesu und der Tempelepisode. Ob er wohl viel zu arbeiten hat als Tischler? Oder inzwischen verstorben ist, die Familie verlassen hat? Wir wissen es einfach nicht. Und Jesus sagt auch nichts über das Verhältnis zu Josef – über seinen Ziehvater hat er deutlich weniger zu sagen als über seinen himmlischen Vater.

Und nun auch noch diese harsche Abfuhr für den Rest seiner Familie, die ihn aufgesucht hat. Statt sich zu freuen, einander in die Arme zu fallen, wie es manche von uns nach 1,5 Jahren Corona endlich wieder machen wollen, spricht Jesus nur trocken zur versammelten Mannschaft vor ihm: „Wer ist meine Mutter und meine Brüder?“ Würde ich so auf den Besuch meiner Eltern – die übrigens heute tatsächlich hier sind und gestern ihre goldene Hochzeit gefeiert haben! – würde ich tatsächlich so auf ihren Besuch reagieren – die Enttäuschung wäre groß, die Verletzung tief. Es wirkt, als würde Jesus nichts von seiner leiblichen Familie wissen wollen: wer sind sie? Wer sind sie, seine Mutter, seine Brüder, seine Schwestern?

So richtig will es nicht zu dem passen, was wir vorhin aus dem Heidelberger Katechismus über das Gebot „Du sollst Vater und Mutter ehren“ gehört haben. Gehorsam wird da abverlangt, Nachsicht mit Fehlern und Macken, Verständnis für Strafen eingefordert – aber bestimmt nicht eine solche regelrechte Gleichgültigkeit.

Wir wissen nicht, wie Jesu leibliche Familie mit ihm umgegangen ist, dem Sonderling aus einfachen Verhältnissen, der zu höherem bestimmt war. Aber womöglich war es wirklich kein leichtes Verhältnis – zumindest war es keine typische Familie und erst recht keine Bilderbuchfamilie, auch wenn sich in vielen Kinderbibeln harmonische Bilder von Jesu Geburt in der Krippe finden lassen.

Wenig überraschend fällt Jesu Reaktion auf den spontanen Familienbesuch nicht sonderlich euphorisch aus. Natürlich verstehen wir wie seine Jüngerinnen und Jünger damals schnell, worauf Jesus eigentlich mit seiner Frage, wer seine Mutter, seine Brüder, seine Schwestern sind, hinauswill: alle Menschen, die ihm damals nachfolgten, alle, die ihm heute noch nachfolgen, sich Christen nennen, Gottes Willen tun. All diejenigen, so sagt Jesus es selbst, sind ihm Bruder und Schwester und Mutter. So einfach und einladend gegenüber seinen Jüngern und Jüngerinnen, so harsch gegenüber seiner leiblichen Familie.

Jesus war wahrlich kein Softy – keiner, der anderen nach dem Mund redete oder sein Fähnlein in den Wind hängte. Und er verlangte das gleiche von denen ab, die ihm nachfolgten. Bedingungslos. Ernsthaft. Lasst die Toten ihre Toten begraben. Konsequenz.

Tatsächlich ist das ein grundlegender Teil des christlichen Lebens. Der Ernst der Nachfolge – Christ zu sein, bedeutet sich voll und ganz Christus anzuvertrauen – selbst dann, wenn uns Vernunft oder Gefühl etwas anderes sagen wollen. Christ zu sein, bedeutet in diesem Sinne, Gottes Willen zu erfüllen – und nicht sich selbst oder jemand anderen anzugehören, sondern allein Jesus Christus.

Den christlichen Glauben so zu leben, kann bisweilen radikale Formen annehmen. So hörte ich einmal von einer Familie, bei der sich beide Eltern äußerst streng Christus verpflichtet hatten. Für einen Teil der Kinder war das die Hölle; immer kam die Familie zu kurz – statt Familienurlaub Bibelcamp, statt Liebe auch mal eine Backpfeife. Das mag früher in Familien so gewesen sein, aber früher wurden auch Frauen als vermeintliche Hexen verbrannt. Früher macht es nicht besser, sondern zeigt nur, wie schwierig es schon immer mit Familien sein konnte. Und welche Rolle dabei manchmal das christliche Familienbild gespielt hat – nicht nur im guten Sinne, dass man den Kindern eine ordentliche Erziehung angedeihen ließ, ihnen was fürs Leben mitgab – sondern manchmal auch eine Strenge walten ließ, die Liebe vermissen ließ.

Heute ist Familie für viele Menschen aus den verschiedensten Gründen nicht mehr deckungsgleich mit Liebe, Fürsorge, Vertrauen und Sicherheit. Ohnehin versteht jeder inzwischen etwas anderes unter Familie. Für den einen ist es nur Vater, Mutter, Kinderschar, für einen anderen alleinerziehende Mutter mit Kind, für wieder andere Mann und Frau ohne Kind, oder Mann und Mann oder Frau und Frau mit Adoptivkind. Für wieder andere, wären all diese Alternativen ein Graus und Zeichen des Verfalls und der Dekadenz.

Jesus ist das aber ziemlich gleichgültig, was wir da unter Familie verstehen. Er wird gewusst haben, wie konfliktreich es in Familien zugehen kann. Welche Schwierigkeiten nicht nur eine fragile Familie voller Streit und Probleme, sondern selbst ein enger Familienzusammenhalt mitbringen kann: „wir sind die guten, die zusammenhalten, all die anderen da draußen wollen uns was böses!“

Jesus durchbricht konsequent, radikal, ernst und bedingungslos den Familienbegriff und alle Vorstellungen, die dahinterstecken: Vater ist ihm nicht, unter wessen Tisch wir unsere Füße stellen; Bruder oder Mutter ist ihm nicht, wer mit ihm Blut und Gene teilt. Familie ist ihm, wer mit ihm eine Lebensweise teilt. Familie ist ihm, wer ernsthaft darum bemüht ist, Gottes Willen zu erfüllen: Gott und seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst. Da spielt es wirklich keine Rolle mehr, ob die Brüder, die da mit Maria zu ihm gekommen sind, seine leiblichen sind oder doch nur Cousins – oder eben Brüder im Geiste – im Geiste der Gottes- und Nächstenliebe.

Jesu Familienbild ist weiter und größer, als so manches moderne oder traditionelle Bild von Familie. Doch damit wird weder die traditionelle Vater-Mutter-Kind-Familie abgetan, noch alle anderen Formen. Jesus gelingt es über seine weite Vorstellung von Familie, wieder Liebe in jede Form von Familie und Gemeinschaft zu bringen: wenn Gott wirklich die Liebe ist, dann ist der Glaube an Christus das Vertrauen auf Gottes Liebe; und wenn wir so auf Gottes Liebe bauen, gerade in den Familien, aber auch in der Gemeinde als größere Familie, dann erfüllen wir Gottes Willen. Dann lieben wir wirklich Gott und unseren Nächsten, unsere Familie, unseren Partner, unsere Kinder – und nicht nur uns selbst. Dann verzichten wir an mancher Stelle auf manche Annehmlichkeit des Alleinseins und des Egoismus. Dann beißen wir manchmal die Zähne zusammen, selbst wenn wir schreien wollen; dann brauchen wir manchmal den

langen Atem, um es miteinander auszuhalten, manchen Streit, manchen Kompromiss und manche Nacht, um wieder zueinander und zur Liebe zu finden.

Als sich Jesu Mutter Maria und seine Brüder aufmachten, um Jesus zu suchen, sollten sie letztlich eine größere Familie und Liebe finden. Jesus Worte waren keine Worte der Ablehnung gegenüber seiner leiblichen Familie, sondern eine Einladung an sie und uns: Seid Teil einer Familie, die Gottes Willen tut, die den Willen der Liebe folgt. Nicht für euch allein, oder weil ihr mich so liebt, sondern für eine Verwandlung der Welt – hin zu ein wenig mehr Verständnis, Akzeptanz und Offenheit füreinander, statt hin zu immer mehr Hass, Ablehnung und Abschottung.

Wie wichtig es Jesus war, dass wir uns einander so annehmen, ohne Blick auf die Verwandtschaftsverhältnisse, das wird nirgends so schön deutlich, wie in seiner letzten Tat, die uns im Johannesevangelium überliefert ist. Es ist eine Familienzusammenführung, ein „einander ans Herz legen“, unter dem Kreuz, an dem Jesus den Tod finden sollte und vor dem sich Familie und Freunde zum Abschied versammelt hatten:

Als nun Jesus seine Mutter sah und bei ihr den Jünger, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Frau, siehe, das ist dein Sohn! Danach spricht er zu dem Jünger: Siehe, das ist deine Mutter! Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich.

Ich weiß, dass es oftmals nur beim frommen Wunsch des Pastors bleibt, dass wir so miteinander umgehen und uns einander so annehmen. Egal ob in Familie oder Gemeinde.

Aber ich wünsche mir, bei aller Lockerheit, die mich auch ausmacht, doch mehr Ernsthaftigkeit. Nicht in der Familie oder Gemeinde. Sondern in der Liebe, die Gott ist, die Christus seinen Mitmenschen und uns entgegenbrachte – und die uns unserem Mitmenschen ein Stück näher bringt.

Amen.